



2.1. Zur gegenwärtigen Lage  
der Wissenschaftstheorie

Wolfgang Spohn  
Universität Konstanz, Fachbereich Philosophie

Der Vortrag erläutert meine Sicht der vergangenen und der gegenwärtigen Lage der Wissenschaftstheorie nicht nur in Konstanz, sondern auch in Deutschland und weltweit.

In diesem Vortrag möchte ich ein zumindest ambivalentes Bild von der gegenwärtigen Lage der Wissenschaftstheorie zeichnen. Vielleicht sehe ich die Lage zu dunkel, vielleicht habe ich zu hohe Erwartungen. Ich bin jetzt schon gespannt auf die Diskussion mit Ihnen.

Der Anlass meiner Überlegungen ist ein Schritt, den der Fachbereich Philosophie vor zwei Jahren gegangen ist und den man wahlweise als Revolution, als Niedergang der Konstanzer Philosophie oder schlicht als Anerkennung der Fakten betrachten kann. Denn zuvor lauteten die Denominationen aller drei unserer ehemaligen Lehrstühle auf „Philosophie und Wissenschaftstheorie“ mit verschiedenen Spezialisierungen – eine einmalige Sache in Deutschland –, während Peter Stemmer nach wie vor eine Professur für

>>>

praktische Philosophie und Hermeneutik innehat und Thomas Müller eine Professur, die nominal für Philosophie unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Philosophie steht, aber eigentlich seit langem unsere Wissenschaftstheorie-Professur ist. Mit dieser Unordnung haben wir jetzt aufgeräumt. Zwei der ehemaligen Lehrstühle gelten nun der theoretischen Philosophie; der eine berücksichtigt insbesondere die Metaphysik, Erkenntnistheorie und Logik (das gilt für meinen Nachfolger), der andere insbesondere die Philosophie der Sprache und des Geistes (der ist die Nachfolge von Dina Emundts, die gerade neu besetzt wird). Der dritte der ehemaligen Lehrstühle gilt nun der praktischen Philosophie unter besonderer Berücksichtigung der Ethik und Moralphilosophie und ihrer Grundlagen (das ist die Stelle von Jacob Rosenthal). Peter Stemmers Professur wird dann ab ca. 2023 auch für praktische Philosophie unter besonderer Berücksichtigung der politischen und der Sozialphilosophie zuständig sein, während Thomas Müllers Professur dann in gut 20 Jahren – so lange bleibt er uns hoffentlich erhalten – auch auf theoretische Philosophie unter besonderer Berücksichtigung der Wissenschaftstheorie lauten wird.

Man könnte also böswillig sagen, dass nach meinem Ausscheiden im nächsten Jahr das Wort „Wissenschaftstheorie“ überhaupt nicht mehr in unseren Denominationen vorkommt. Natürlich ist das überspitzt; die Wissenschaftstheorie ist nach wie vor bei Herrn

Müllersehgut aufgehoben. Gleichwohl, was ist da passiert? Haben wir radikal mit der ruhmreichen Geschichte unseres Fachbereichs – ja, das ist sie! – gebrochen? Ich denke nicht. Und von der Intention her schon gar nicht. Ich denke, wir haben uns lediglich ehrlich gemacht und den Fakten angepasst.

Doch muss man, um den ganzen Vorgang richtig zu verstehen, ihn in die Entwicklung der Wissenschaftstheorie weltweit und in Deutschland einordnen. Darum geht es mir im Weiteren vor allem und weniger um unsere lokalen Befindlichkeiten.

Die Geschichte der Wissenschaftstheorie fing nach dem Zweiten Weltkrieg an, und zwar in den USA, wo in den 50er Jahren die Centers for Philosophy of Science gleichsam wie Pilze aus dem Boden schossen, in Pittsburgh, in Minneapolis, an der UCLA, in Berkeley, etc. Das hatte viel mit einem erhöhten Bildungsbedarf zu tun, der in den USA früher erkannt wurde als hier; das lag sicherlich auch daran, dass die traditionelle Philosophie an den amerikanischen Universitäten nicht so stark verankert war; die philosophische Szene war dort sozusagen flüssiger. Vor allem aber lag es auch an den vielen Philosophen und Wissenschaftlern, die das Nazi-Deutschland ins Exil getrieben hatte und die in der Gründung der neuen Zentren eine essentielle Rolle spielten, wie etwa Adolf Grünbaum, Herbert Feigl, Hans Reichenbach und Rudolf Carnap oder Alfred Tarski.

In diesem Zusammenhang ist auch das von Karl Popper 1946 gegründete Department for Philosophy, Logic and Scientific Method an der London School of Economics zu erwähnen.

Aber eben weil alle relevanten Personen emigriert und zum Teil sogar umgebracht worden waren, fand diese Entwicklung im deutschen Sprachraum zunächst gar keinen Anknüpfungspunkt. Unter unverdienter Vernachlässigung einiger wichtiger Namen gab es eigentlich nur zwei Orte in Deutschland, an denen das zarte Pflänzlein Wissenschaftstheorie gepöppelt wurde: München und Erlangen.

In München war es das von Wolfgang Stegmüller 1958 an der LMU gegründete Seminar für Philosophie, Logik und Wissenschaftstheorie (an dem auch ich 1969 zu studieren anfing). Man muss sich vergegenwärtigen, dass das Münchner Seminar bald ähnlich groß war wie die gesamte Konstanzer Philosophie. Dort wurde in den 60er Jahren auch erstmals Logik und Wissenschaftstheorie als Studienfächer eingerichtet. Stegmüller empfand sich in München immer vom katholischen Klüngel umzingelt. Dieses Studienfach war für ihn gleichsam ein Befreiungsschlag, da es der Kompetenz und dem Einfluss der anderen Münchner Philosophen entzogen war. Der Schachzug stellte sich später allerdings als durchaus zweischneidig heraus, da dann die Sichtweise propagiert wurde, Logik und Wissenschaftstheorie seien eigentlich gar keine Philosophie

mehr. Aber das wurde anderswo in Deutschland ab ca. 1985 nicht mehr so streng gesehen, so dass sich auch diese polemische Spitze abstumpfte.

Neben München war Erlangen der andere Kristallisationspunkt der Wissenschaftstheorie in Deutschland, nämlich in Person von Paul Lorenzen, der zusammen mit Wilhelm Kamlah die sogenannte „Erlanger Schule“ gründete. Lorenzen verfolgte mit seiner konstruktivistischen Wissenschaftstheorie eine eigene originelle Agenda, anders als der eher rezeptive Stegmüller. Auch das war zwiespältig, nämlich mit dem Risiko des Sonderwegs behaftet, während sich Stegmüller und seine Schüler leichter in die breite Strömung der analytischen Philosophie einordneten. Es gab damals gewiss allerlei Bruderzwist. Das lag aber auch daran, dass man überhaupt eine gemeinsame Sprache hatte, in der man sich streiten konnte. Doch soweit ich mich erinnere, hat man über dem Zwist nie vergessen, dass man im Grunde am gleichen Strang zog.

Die Erlanger Schule war in den 60er und 70er Jahren durchaus expansiv. Während Stegmüller auf sein Seminar eingeschränkt war, eroberten die Erlanger gleich ganze Universitäten. Das heißt: Es wurden damals viele neue Universitäten gegründet. Und deren ebenso neue Fachbereiche suchten erst noch ihre Richtung. In der Philosophie ging das ganz unterschiedlich aus; man vergleiche nur

die damaligen Zustände etwa in Bielefeld, Regensburg und Wuppertal. Für Konstanz galt dasselbe. Mit Friedrich Kambartel als erstem Konstanzer Philosophieprofessor und etwas später Jürgen Mittelstraß sprach man bald von der „Erlanger-Konstanzer-Schule“. Das wurde uns ja in den vorigen Vorträgen schon geschildert. Zweierlei darf man aber nicht vergessen. Erstens, diese Entwicklung war keineswegs vorherbestimmt; es hätte auch anders ausgehen können. Und zweitens gehörte die Frankfurter Schule in Person von Albrecht Wellmer ebenso zur Gründungskonzeption der Konstanzer Philosophie, aber eben gleichsam als Juniorpartner.

Man nutzte die Freiheit des Neuanfangs, und so kam es dann zu allerlei revolutionären Ideen, von denen wir schon gehört haben, z. B. der Idee einer Interfakultät. Am Ende normalisierte sich das alles. Aber immerhin: Alle drei Lehrstühle wurden für Philosophie und Wissenschaftstheorie denominiert. Das war einerseits von Anfang an schief. Andererseits enthielt es eine geniale Botschaft, die ich auch heute noch für richtig halte und derentwegen ich mich, wie ich hierher berufen wurde, gleich am richtigen Ort fühlte, nämlich die Botschaft: Die Philosophie und die Wissenschaften gehören zusammen, und darum richten wir hier, wenn schon keine Interfakultät, wenigstens für jede Fakultät oder Sektion einen philosophischen Lehrstuhl ein, einen, der sich mit den Naturwissenschaften, einen, der sich mit den Sozialwissenschaften, und einen, der sich mit den Geisteswissenschaften auseinandersetzt,

und so ist jeder Lehrstuhl auch wissenschaftstheoretisch orientiert. Das stellte die kleine Philosophie in die Mitte der Universität – wie der in die Mitte. Gleichzeitig ließ es, anders als in München, von vornherein keinen Zweifel daran aufkommen, dass die Wissenschaftstheorie zur Philosophie gehört. Das hatte in Deutschland wirklich Vorbildcharakter.

Wie ging die Geschichte weiter? Das Stegmüller-Seminar feiert nach Zeiten schweren Niedergangs Urständ, in Form des Munich Center for Mathematical Philosophy mit zwei Humboldt-Professoren (einer davon übrigens aus Konstanz). Die Philosophie an der Universität Erlangen scheint nach längerem Siechtum den Neuanfang geschafft zu haben, ist aber quasi von Münchnern erobert. Und die Konstanzer Philosophie ist inhaltlich auch nicht mehr an der Erlanger-Konstanzer Schule orientiert.

Insgesamt muss man aber feststellen, dass die Philosophy of Science weltweit ihren Siegeszug angetreten hat, auch in Deutschland, ausgehend von den zwei geschilderten Nuclei. Die Wissenschaftstheorie gehört ganz selbstverständlich zur Philosophie. Viele Professuren in Deutschland sind der Logik und/oder der Wissenschaftstheorie zuordenbar. Diese Gebiete nahmen von jeher breiten Raum in der Gesellschaft für Analytische Philosophie ein. Nicht breit genug, fanden manche. Und so gibt seit einigen Jahren die sehr sichtbare Gesellschaft für Wissenschaftsphilosophie. >>

International sieht das nichts schlechter aus. Die Forschungsaktivitäten sind enorm. So sind bald die Hälfte der DFG-Forschergruppen im Fach Philosophie der Logik und Wissenschaftstheorie zuzuordnen. (Zu SFBs hat es bei uns ja nie gereicht.) Von den sechs Leibniz-Preisen für Philosophie gingen zwei an Wissenschaftstheoretiker (beide übrigens Konstanzer Ursprungs). Und so weiter. Man könnte sich zurücklehnen und sagen: eine großartige Erfolgsgeschichte!

In der Tat ist die Wissenschaftstheorie nicht mehr wegzudenken. Sie ist groß und etabliert; sie nährt sich selbst; niemand kann sie wieder abschaffen. Ende der Geschichte? Nein, gar nicht. Vielmehr hat mich in den letzten Jahren ein größer werdendes Unbehagen beschlichen. Das will ich Ihnen im Weiteren erläutern.

Dazu muss man verstehen, was die Wissenschaftstheorie groß gemacht hat. Das liegt auch an der amerikanischen Wissenschaftsdominanz nach dem 2. Weltkrieg. Was dort groß ist, wird auch bei uns groß. Freilich erklärt das nicht, wieso die Wissenschaftsphilosophie in den USA groß wurde. Natürlich liegt das zu einem guten Teil in der Philosophie selbst. Die Philosophie droht immer von der Last ihrer Geschichte erdrückt zu werden. Manche andere Fächer haben eine ebenso lange Geschichte, aber dort ist die Geschichte wirklich bloß Geschichte. In der Philosophie ist das anders und komplizierter. Nun gab es mit der Wissenschaftstheorie eine frische,

gegenwartsbezogene und wissenschaftszugewandte Art des Philosophierens. Da mussten ihr ja über kurz oder lang die Sympathien zufliegen.

Einen entscheidenden Anteil am Wachsen der Wissenschaftstheorie haben meines Erachtens aber die Wissenschaften selbst. Jedenfalls hatte ich damals den Eindruck einer nicht geringen methodologischen Verunsicherung in den verschiedenen Wissenschaften. Nicht, dass man sich von den Philosophen belehren lassen wollte; auch zu diesen Zeiten wäre das als übergriffig empfunden worden. Doch suchte man damals den Rat der Wissenschaftstheorie bzw. war selbst stärker methodologisch-wissenschaftstheoretisch engagiert. Mit „damals“ meine ich ganz ungefähr eine Periode von 1955 bis 1985 oder etwas länger. Mit all den Wissenschaften im Rücken ist es natürlich leicht, sich umgekehrt auch in der Philosophie gegen partielle Widerstände breit zu machen.

Mich würde sehr interessieren, ob dieser mein Eindruck in den Wissenschaften in der Rückerinnerung geteilt wird. Was sind meine Belege für meinen Eindruck? Der generelle Grund scheint mir in der Auflösung der positivistischen Grundeinstellung zu liegen, die viele Wissenschaften in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägt hat. Einsteins Relativitätstheorie hat die Physik von einem empirisch nicht einlösbaren Gleichzeitigkeitsbegriff befreit. Die

Kopenhagener Deutung der Quantenmechanik war vom positivistischen Geist durchdrungen. In der akademischen Psychologie war der Behaviorismus die herrschende Doktrin. Den Ökonomen gelang es immer besser, die Makroökonomie auf ihre mikroökonomischen Grundlagen zurückzuführen und damit den Postulaten des methodologischen Individualismus zu genügen. Und so weiter.

Das alles war nun aber nicht der Weisheit letzter Schluss. Die Auflösung der positivistischen Grundeinstellung war ein ziemlich parallel laufender Prozess in den Wissenschaften. In der Physik begann man nach Alternativen zur Kopenhagener Deutung der Quantenmechanik zu suchen. In der Psychologie ging in der scharfen Skinner-Chomsky-Debatte Noam Chomsky als Sieger hervor. Die Kausalität war nicht länger ein verpönter ‚metaphysischer‘ Begriff. Und über latente oder ungemessene oder gar unbeobachtbare Variablen durfte und musste man allerortens wieder nachdenken.

Die Philosophie ging im Gleichschritt; mir ist gar nicht klar, wer da wen befeuert hat. Der logische Positivismus war schon zum logischen Empirismus abgeschwächt worden. Aber das reichte nicht. Für manche läuten die Totenglocken für den logischen Empirismus schon 1949 mit Willard V. O. Quines *Two Dogmas of Empiricism*, für andere erst ca. 10 Jahre später mit der These der Theoriebeladenheit der Beobachtungssprache und Thomas Kuhns Aussage, Newtonianer

und Einsteinianer lebten in zwei verschiedenen Welten, und für die dritten erst nochmal 10 Jahre später mit Saul Kripkes *Naming and Necessity*.

Wie auch immer, auf allen Seiten war die methodologische Verunsicherung enorm. Die Wissenschaftstheoretiker dachten am allerersten über die neue Lage nach, und so war es nur natürlich, dass sie ein gewisses, zumindest indirektes Gehör in den Wissenschaften selbst fanden. Das war, wie gesagt, meines Erachtens eine der Hauptursachen für den Aufschwung der Wissenschaftstheorie. Komplexere Vorstellungen über das Verhältnis von Theorie und Erfahrung wurden erörtert. Erklärungs- und Kausalitätstheorie wurden in der Wissenschaftstheorie intensiv diskutiert und waren auch für die Wissenschaften interessant. Die Kausalitätstheorie der Bayes'schen Netze ist freilich eine spätere Errungenschaft. Die Messtheorie, schon von Helmholtz und den Psychophysikern im 19. Jahrhundert initiiert, wurde wesentlich ausgebaut und zum methodologischen Standardrüstzeug. Und so weiter.

Ein großes Thema, das ich noch nicht erwähnt habe und das ich auch nicht so recht unter die Überschrift „Auflösung des Empirismus“ einordnen kann, ist der Grundlagenstreit in der Statistik, der meines Wissens in den 60er Jahren anhub: nämlich der Streit zwischen den klassischen Neyman-Pearson- und den Bayesianischen

Statistikern. Wenn man sich vor Augen hält, wie allgegenwärtig die statistische Methodologie geworden ist, dann wird auch das enorme Beunruhigungspotenzial dieses Streits verständlich. Es ist mir nicht erinnerlich, dass die Philosophen in diesem Streit eine prominente Rolle gespielt hätten. Aber dass der Streit ins erkenntnistheoretisch Grundsätzliche geht, war im Prinzip allen Beteiligten klar.

Was ist nun aus dieser Umbruchsstimmung geworden? Wie gesagt, die Wissenschaftstheorie hat sich breit gemacht und ihr Personal im akademischen Spektrum gesichert; sie könnte sich in ihrem Erfolg sonnen. Gleichzeitig muss man sehen, dass sich die Wissenschaftstheorie enorm differenziert hat.

Da gibt es die so genannte „allgemeine Wissenschaftstheorie“, der ich mich selbst auch zurechne. Hier habe ich mit der Zeit immer weniger verstanden, inwiefern sie sich von der philosophischen Erkenntnistheorie unterscheidet. Die Terminologien und Herangehensweisen sind verschieden, formale Methoden werden eher in der Wissenschaftstheorie und der formalen Erkenntnistheorie verwandt. Aber die Fragen und Probleme sind im Kern die gleichen.

Davon muss man, scheint mir, denjenigen Zweig der Wissenschaftstheorie unterscheiden, der sich mit Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftssoziologie zur so genannten „Wissenschaftsforschung“ zusammengefunden hat. Diese pflegte herden

empirischen Außenblick auf die Wissenschaften und untersucht sie als ein besonderes Phänomen von vielen in der Welt. Im Unterschied dazu nimmt die allgemeine Wissenschaftstheorie, in meinem Verständnis jedenfalls, eher die normative Binnenperspektive unseres Erkenntnisgeschäfts ein und reflektiert dessen grundsätzliche Teile.

Daneben gibt es all die speziellen Wissenschaftstheorien. Eine Wissenschaftstheorie der Geistes- und Kulturwissenschaften gibt es nach wie vor eigentlich nicht; zu undurchsichtig ist deren Methodologie. Das gilt insbesondere für die Philosophie selbst, deren Methodologie jenseits des gewohnheitsmäßigen Aufrufs zu klaren Begriffen und sorgfältigen Argumenten vielleicht die undurchsichtigste von allen ist. Am anderen Ende des Spektrums haben wir eine Philosophie der Technik, die doch zu den natürlichen Verbündeten der Wissenschaftstheorie gehören könnte, de facto aber, jedenfalls in meiner Wahrnehmung, eine ungeliebte Schwester ist, weil sie sich aus fremden und dunklen philosophischen Quellen speist.

Dazwischen gibt es aber auch viele aktive spezielle Wissenschaftstheorien, die Philosophie der Physik, der Chemie, der Biologie, der Psychologie, der Ökonomie, der Sozialwissenschaften etc. Ob man das alles Wissenschaftstheorie nennen soll, ist eine müßige Frage; z. B. sehe ich die Philosophie der Mathematik gar nicht als Wissenschaftstheorie. Doch treffen sich in diesen Gebieten >>

Philosophen, die die jeweilige Disziplin mit großem Aufwand genau studiert haben und sich für ihre methodologisch-wissenschaftlichen Grundlagen interessieren, mit Wissenschaftlern dieser Disziplinen, die ebenfalls grundlagenorientiert arbeiten. Die allgemeine Wissenschaftstheorie gehört zur Ausbildung dieser Philosophen, reicht aber natürlich bei weitem nicht hin. Hier sind interessante und fruchtbare Zwischenfelder gewachsen, über deren Status ich mir aber unsicher bin. Sind hier einfach neue Spezialistenzirkel entstanden, oder strahlen die Grundlagendiskussionen wirklich in die Disziplinen hinein? Dazu gleich noch etwas mehr.

Diese Differenzierung und dieser Reichtum sind sehr erfreulich. Trotzdem bin ich besorgt. Denn was ist aus der alten großen Beruhigung geworden? Grob gesagt, nichts. Insoweit sie philosophische Probleme zum Inhalt hatte, ist sie den üblichen Weg philosophischer Probleme gegangen: heftige Diskussion, viel Klärung und Differenzierung, keine Einigung auf irgendeine Lösung, also alles so offen wie zuvor, bloß Beruhigung aus Erschöpfung bis zur nächsten Erregung. Man sieht da eher eine zyklische Bewegung, hinter der der Fortschritt schwer und allenfalls mit einem zeitlich sehr groben Raster zu erkennen ist.

Da grundsätzliche Problemlösungen nicht zu erwarten sind, sind die Wissenschaften, so scheint es mir, pragmatische Wege gegangen und haben so ihre Ruhe gefunden. Was etwa den erwähnten

Grundlagenstreit in der Statistik angeht, so entnehme ich jüngeren Handbüchern zur Statistik, dass es sich in friedliche Koexistenz aufgelöst zu haben scheint. Manchmal funktioniert die klassische Statistik besser und manchmal tun es die Bayesianische Methoden, und dann verwendet man eben beide. An den Anwendern der Statistik ist dieser Streit sowieso vorbeigerauscht, und allseits wird ein nachgerade fahrlässiges Verständnis oder eher Unverständnis des Wahrscheinlichkeitsbegriffs gepflegt. Das scheint weiters kein Grund zur Beruhigung.

Früher schien Begriffsbildung in den Wissenschaften ein großes Thema zu sein. Ich nehme das nicht mehr wahr. Modelle können sich in Bezug auf messbare Variablen statistisch unterschiedlich verhalten, je nachdem, wo und wie man im Modell latente Variablen annimmt; so bekommt man angeblich latente Variablen in den Griff. In Experimenten und Umfragen sind so genannte „Likert-Skalen“ von 1 bis 5, 7 oder 9 sehr beliebt. Sie liefern nur eine Ordinalskala. In der Regel schert man sich darum nicht und behandelt sie als eine Kardinalskala, indem man arithmetische Mittel und Ähnliches berechnet – aufgrund der vom Himmel fallenden Annahme, dass die Versuchspersonen die Abstände auf der Likert-Skala als äquidistant empfinden.

Überhaupt scheint gerade in den Sozialwissenschaften die methodologische Verunsicherung einer strikt empirischen

&gt;&gt;



Orientierung an den Daten und Experimenten gewichen zu sein. Das war der Hauptweg zur Konsolidierung. Im Vergleich dazu ist die Physik schon eine spekulative Wissenschaft. Ich empfinde weite Teile der Sozialwissenschaften nach gerade als theoriefeindlich. Die kühnsten Theoretiker finden sich noch in der Ökonomie, die aber gerade wegen ihrer hoffnungslosen Idealisierungen sehr in die Defensive geraten sind. Mit meinem empiristischen Hintergrund bin ich der letzte, der bestreiten würde, dass sich jede Theorie an der Empirie beweisen muss. Gleichwohl scheint mir, dass die Wissenschaften hier unter dem Diktat der Empirie einen enormen „selection bias“ erleiden, wie die Statistiker sagen würden. Es werden nur die Fragen gestellt, die den Methoden irgendwie zugänglich scheinen.

Das Klang jetzt alles etwas polemisch. Ob das der Binnensicht der Wissenschaften entspricht, ist mir nicht so klar. Andererseits habe ich doch tief in die diversen Wissenschaften hineingeschaut, stand, stehe in diversen interdisziplinären Forschungszusammenhängen und bekomme auch in diversen interdisziplinären Gremien viele Eindrücke von vielen Wissenschaften. Insofern habe ich vielleicht eine bessere Grundlage für solche Äußerungen als die meisten anderen.

Um Polemik geht es mir jetzt aber nicht. Ich möchte vielmehr meine Eindrücke auf folgende Weise zusammenfassen: Es ist ja nicht nur die Wissenschaftstheorie gewachsen in den letzten Jahrzehnten,

alle Wissenschaften sind es; es fließt einfach so unglaublich viel mehr Geld auf unsere Mühlen. Doch haben die Wissenschaften vor allem in ihren Mitten oder Bäuchen zugenommen. Gewiss sind auch die Randgebiete und Überlappungen an Zahl und Größe gewachsen; siehe etwa die erwähnten Kooperationen in den speziellen Wissenschaftstheorien. Aber relativ gesehen sind die Ränder kleiner geworden. Das weiß man ja: Wenn der Umfang linear wächst, wächst die Fläche quadratisch. Das bedeutet auch: Selbst wenn es mehr Ränder zur Kontaktaufnahme gibt, an die Mitten kommt man immer schwerer ran. Diese Mitten kann man als behäbig oder selbstzentriert kritisieren oder positiver als ihrer inneren Dynamik unterliegend beschreiben. Die Philosophie will ich übrigens von dieser Beschreibung garnicht ausnehmen. Der Effekt von alldem ist aber, in meiner Wahrnehmung, dass das Interesse der Wissenschaften an der Wissenschaftstheorie deutlich abgenommen hat.

Für diese Einschätzung habe ich viele Belege. Nicht zuletzt gab es an der Universität Konstanz selbst eine ganze Reihe von Vorgängen, die in diese Richtung weisen. Die Zahl philosophischer Ansprechpartner in den verschiedenen Fachbereichen hat spürbar abgenommen. Auch die Philosophie insgesamt konzentriert sich stärker auf ihre genuinen Felder; ob das nun den geschilderten Entwicklungen, der philosophischen Eigendynamik oder schlicht unserem den Philosophiestudenten geltenden Bildungs- und Ausbildungsauftrag geschuldet ist, ist mir nicht so klar. Jedenfalls sehe ich die >>

Umdenomination der Professuren an unserem Fachbereich ganz klar als Reaktion auf diese Entwicklungen. Es ist nicht so, dass wir die Wissenschaftstheorie abgewickelt hätten. Die Stellung der Wissenschaftstheorie hat sich geändert. Und das schöne Bild vom Ausstrahlen der drei philosophischen Lehrstühle in die drei großen Wissenschaftsbereiche hat sich immer mehr als das herausgestellt, was es ist: bloß ein schönes Bild.

Wenn diese Situationsbeschreibung stimmt, dann beschreibt sie eine ungute Lage, im Allgemeinen wie insbesondere für die Wissenschaftstheorie. Diese Lage ist es, die mir Sorgen bereitet. Aber ehrlich gesagt, bin ich durchaus ohne Rat, wie man darauf reagieren soll.

Man könnte sagen, die Dinge sind, wie sie sind; die Disziplinen haben ihre Territorien abgezirkelt, und jede wurstelt in dem ihren weiter, so eben auch die allgemeine Wissenschaftstheorie. Niemand nimmt uns unser Geld weg. Die disziplinären Erkenntnisse haben es schwerer, durch dicker gewordene Schichten zu diffundieren. Aber dieses Problem haben alle. Und wenn wir etwas wirklich Wichtiges zu sagen haben, dann wird es die Diffusion schon schaffen.

Oder, so könnte man hoffen, wenn schon das Grundlageninteresse in den einzelnen Wissenschaften gering ausgeprägt ist – und irgendwie zurecht; keine Disziplin kommt voran, wenn sie sich

übermäßig mit ihren Grundlagen auseinandersetzt –, dann ist dieses Interesse in den Zirkeln um die speziellen Wissenschaftstheorien gut aufgehoben; mehr kann man nicht erwarten.

Doch scheint mir, dass man damit allenfalls einer metastabilen Lage traut. Wenn man sich nur darauf verlässt, dann blickt man, fürchte ich, der weiteren Marginalisierung der Wissenschaftstheorie entgegen. Es gibt vielleicht einen dritten Weg. Es ist ja nicht so, dass die verschiedenen Wissenschaften keine methodologischen Probleme mehr hätten. Sie machen sich vielleicht die alten methodologischen Probleme nicht mehr, auch wenn wir als Wissenschaftstheoretiker schimpfen, diese seien so ungelöst wie eh und je, die gesamte Statistik stehe nach wie vor auf tönernen Füßen, die Kausalität sei immer noch unverstanden, usw. Aber sie haben vielleicht neue methodologische Probleme. Und dann sollten wir als Wissenschaftstheoretiker uns vielleicht mit diesen neuen Problemen beschäftigen und unseren alten Sachverstand darin einbringen. Das wäre ein guter Weg, unsere Relevanz zu aktualisieren.

Um dafür nun ein konkretes Beispiel zu bringen: Früher waren die Philosophen in Forschungsverbänden oft willkommene Teilnehmer, manchmal als bloßer Schmuck, oft aber, weil sie auf ihre Weise einen echten Beitrag leisten konnten. Das hat abgenommen. Meine Beobachtung ist, dass die Informatik immer öfter die gesuchte Hilfswissenschaft ist. Offenbar stellen sich in den

verschiedenen Wissenschaften Aufgaben, die sie nur mit den algorithmischen Fähigkeiten der Informatik bewältigen zu können glauben. Ein Weckruf in dieser Hinsicht war, dass unser Fachbereich Psychologie in unserem Senat eine Professur für Methoden für intensive Daten in der Psychologie zur Zuweisung beantragte. Das war als Methodologie-Professur ausgewiesen, zur Bearbeitung der Probleme, die aus der Zusammenführung von Big Data von verschiedenen empirischen Seiten zur selben Sache entstehen. Ich weiß nicht, ob das bloß eine Konstanzer Spezialität war; bezeichnend ist es allemal. Die Auswertung von Big Data ist aber für viele Wissenschaften ein großes Problem, nicht nur für die Psychologie, sondern, wie ich höre, sogar für die Literaturwissenschaften. Und wer hilft dabei? Natürlich die Informatik, nicht die Wissenschaftstheorie. Ich halte meine Prognose nicht für gewagt, dass sich dieser Prozess als ähnlich problematisch herausstellen wird wie vordem die statistische Methodologie. Man müsste sich freilich direkt damit auseinandersetzen, um das herauszufinden. Eine schöne Aufgabe für die Wissenschaftstheorie, finde ich.

Ein verwandtes Thema ist Machine Learning. Dort werden Mustererkennung, Begriffsbildung und gar Modellbildung kreiert, gerade in Bezug auf Big Data und auf Bereiche, in denen unsere Kognition, die für solche Sachen in einzigartiger, unübertroffener Weise geschaffen ist, nur Tohuwabohu sieht. Sicherlich steckt diese

Entwicklung noch in den Anfängen. Sie könnte freilich rasant und für viele Wissenschaften relevant sein. Was macht da die Machine Learning Community? Wie kriegt sie das hin? Sie bricht hier in klassische wissenschaftstheoretische Domänen ein, vermutlich in völliger Unkenntnis derselben. Ein Sachverhalt, der die Wissenschaftstheoretiker enorm aufschrecken sollte und der ihnen ein weiteres großes und aktuelles Arbeitsfeld eröffnet.

Gewiss gibt es noch andere gute Beispiele; das sind eben die zwei, die mir ins Auge gesprungen sind. Die allgemeine Empfehlung ist bestimmt richtig, dass sich die Wissenschaftstheorie mehr in die aktuellen methodologischen Probleme der Einzelwissenschaften einbringen sollte. Dafür hat sie Kompetenzen, die andere nicht haben; freilich muss sie dafür auch Kompetenzen erwerben, die sie bisher nicht hat.

Will ich damit sagen, dass die Konzentration auf die Philosophie, wie sie in den neuen Denominationen unserer Professuren zum Ausdruck kommt, ein Fehler war und dass wir die Ausrichtung der Konstanzer Philosophie auf die Wissenschaftstheorie in einer der angedeuteten Weisen hätten neu justieren sollen? Nein, gar nicht. Philosophie ist mehr als Wissenschaftstheorie. Und gewiss ist es unsere Pflicht, zur Philosophie zu stehen. Sowohl den philosophischen Aufgaben gerecht zu werden wie die neuen

wissenschaftstheoretischen Herausforderungen aufzugreifen, ist jedoch für jeden kleinen Fachbereich ein unlösbares Dilemma.

Meine Prioritäten in diesem Dilemma sind jedenfalls eindeutig, so sehr mich diese neuen Herausforderungen interessieren würden. Diesen Herausforderungen zu begegnen, ist keine spezifisch Kons- tanzer Aufgabe. Sie gilt der gesamten wissenschaftstheoretischen Szene, nicht nur in Deutschland, sondern weltweit.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!